Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 12

Artikel: Rede an die Erben
Autor: Kassner, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159455

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rede an die Erben

Von Rudolf Kassner

Wir bringen im folgenden als Vorabdruck einen Teil des letzten Kapitels von *Rudolf Kassners* Buch: *Das 19. Jahrhundert, Ausdruck und Größe,* das uns der Verfasser freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. Das Buch erscheint demnächst im Verlag *Rentsch,* Erlenbach. *Die Schriftleitung.*

1.

Das Buch, das ich Ihnen vorlege, wurde im zweiten Jahre des zweiten Weltkrieges begonnen und ungefähr ein Jahr vor dessen Ende fertig, zu einem Zeitpunkt also, da vieles wohl als mehr oder weniger sicher angenommen, jedoch nicht alles aufgedeckt, entschieden und in den Folgen übersehbar geworden war. Das Buch war beendet vor der Atombombe, deren erster Anwendung und Demonstration, war beendet vor der Zerschlagung, ist man versucht zu sagen, in jedem Fall vor der völligsten Niederlage jenes großen Volkes in der Mitte unseres Kontinents, welchem das 19. Jahrhundert, von dessen Ausdruck und Größe hier gehandelt wurde, vielleicht so angehört wie keinem anderen, wenn wir alle Umstände erwägen, die wirksamen Kräfte, desgleichen die Errungenschaften der einzelnen Nationen Europas in allen Zweigen des geistigen und politischen Lebens gegeneinander halten.

Was wir heute völligste Niederlage, Zerschlagung, Vernichtung oder ähnlich nennen, war in gewissem Sinne mehr, war Fall, Sturz von großer Höhe herab, etwas, wogegen man sich geschützt geglaubt hat, gefeit durch die Idee einer fortschreitenden, zur Vernunft, zum Richtigen fortschreitenden, Geschichte selbst, durch das vollere Bewußtsein, das sich die Menschen im Verlaufe ihrer Geschichte erworben zu haben meinten. Das Tragische nun, zum mindesten das Paradoxe dieses Sturzes liegt genau darin, daß ihn ein Volk erlitt, das sich mehr als alle anderen um die Idee der Geschichte, ja der Zeit selber, der Zeit als solcher, in seinen Gedanken bemüht hat. Hätte darum das Volk, hätten dessen größte Geister diese Gedanken nicht denken sollen? Der Sturz oder Fall ist eben darum, wie gesagt, tragisch im eigentlichen Sinn, und es hat einen ähnlichen vielleicht nur einmal vorher gegeben, einen Fall, meine ich, der nicht Untergang, Ausgelöscht-werden von der Tafel der kommenden Geschichte wie bei den alten magischen Imperien und Rassen, den Inkas etwa, bedeutet hat: in der Geschichte des jüdischen Volkes, dessen Zerstreuung nach der Zerstörung seines Tempels sinnhaft war für die Art des Volkes selbst, will sagen: aus der Starrheit, der *Ein*heit seiner Gottesvorstellung erfolgt ist, gewissermaßen aus dem Geiste selber. Auch Deutschlands Fall (von dessen großer Höhe im 19. Jahrhundert)

kam oder kommt aus dessen Geist, wenn wir alles zu Ende denken, daraus, daß der Geist, um dessentwillen, was Narren und Verbrechern als Wirklichkeit erschienen ist, sich selber verleugnen zu müssen glaubte, was meines Erachtens auf einen gewissen Aberglauben an Zeit und Geschichte zurückgeführt werden kann und nicht mit Zerstreuung, Diaspora, sondern mit Selbstentfremdung, Selbstvergiftung, Unseligkeit enden mußte, indem vielfach die besten Eigenschaften eines Volksganzen in den Dienst des ganz Schlechten, durchaus Infamen getreten sind, zu treten gezwungen wurden.

2.

Der Leser wird im Buch selbst alle Gründe aufgedeckt finden, warum uns, den Erben, das 19. Jahrhundert, das ganze und nicht nur das deutsche, als das Jahrhundert «dazwischen» erscheint, erscheinen muß, als das Jahrhundert der Geschichte ohne Ende, einer historischen Bewußtheit sondergleichen, der größten, das heißt auch: um die historische Wahrheit am meisten bemühten Geschichtsschreiber, woher dann das Schillernde, vielfach Fragwürdige, Schwankende, Gemischte seiner Formen, der anhaltende Disput über Form und Inhalt stammt, die Form, die sich nicht so sehr als Regel empfiehlt, wie daß sie sich als ein Sich-Auflösen, Aushauchen des Inhalts manifestiert, woher, weiter, eine sublime Lyrik der meisten Nationen, sich auf das Präponderieren der Musik unter den Künsten gründend, woher, endlich, das stets wiederkehrende Aufwerfen von Grenzfragen jeder Art kommt, eine zunehmende Neigung zu Grenzfällen, das Verhältnis betreffend zwischen allem möglichen: Politik und Humanität, National und Sozial, Dichter- und Menschentum, Dasein und Werk, beziehungsweise Wirkung, Staat und Individuum, zuletzt Bewußt- und Unbewußtheit.

Grenzfragen, Grenzfälle sage ich. Sind aber diese nicht alle zusammen deutsche Fragen, solche des Volkes aus der Mitte Europas? Von welchem Volke die einen, die mehr national als human gesinnten, behaupten, behauptet *haben,* daß es keine richtigen Grenzen oder zum mindesten nur schlechte, auf alle Fälle viel zu viele, an zu viele Völker und Staaten stoßende besitze, die anderen, die tiefer blicken, daß es kein Maß habe.

Ich habe an den Anfang des Jahrhunderts, von dem ich handle, Faust gestellt. Als Heros eponymos, wenn von einem solchen in der laufenden und entschwindenden Zeit und nicht nur innerhalb von begrenzten und damit geheiligten Bezirken des Erdenraumes geredet werden darf. Ich will damit anzeigen, daß alle Größe im 19. Jahrhundert faustischer Art sei, im Faustischen seine Wurzeln habe, im Faustischen Goethes ohne den dazu konstruierten Gegensatz des Dionysischen, im Faustischen, das und soweit es den Barock ablöst,

aufhebt und den *einen* Versuch darstellt, in seiner Form die beiden Strömungen des Jahrhunderts: die Romantik und den Individualismus des wissenschaftlichen Geistes zusammenzunehmen, um Größe zu erlangen. So steht Faust am Anfang des Jahrhunderts. Zugleich mit seinem inkommensurablen Schöpfer, zugleich mit dem sterbenden Kant, mit Beethoven. Wären etwa an die Stelle dieser drei Deutschen Andere zu setzen, anderen größten Völkern mit großer Geschichte zugehörige?

Am Ende des Jahrhunderts aber haben wir nichts von ähnlichem Ausmaß, ähnlicher Bedeutung für die ganze Menschheit, haben wir überhaupt keine große Figur. Nietzsches Zarathustra ist keine Figur und hat kein Gesicht.

Faust bedeutete vieles, bedeutete auch den Kampf zwischen Glauben und Wissen, den das Jahrhundert auszukämpfen hatte bis nahe an sein Ende, bestimmter: bis zu Nietzsche und den großen Russen, welch letztere in dem Zeitpunkt einspringen, da der genannte Kampf zu einer Angelegenheit nicht mehr der Notablen, sondern der Particuliers wird. Es war das der Kampf, die Kampfesstellung des Individualisten, des Liberalen, der oder soweit er seine Abkunft vom deutschen Idealismus ableiten kann. Im engeren Kreis des Politischen der zwischen Kirche und Staat, auf dem Gebiete der Kunst der zwischen Linie und Farbe, in der Philosophie zwischen der reinen und der praktischen Vernunft, in der Dichtung zwischen Klassik und Romantik, Heidentum und Christentum. In Frankreich und Deutschland wird in dem angegebenen Sinn am heftigsten gestritten und ist auch die Kampfesstellung am übersichtlichsten. Nur besteht der folgende Unterschied, daß der französische Individualist in keiner Weise seine Herkunft sowohl von den Enzyklopädisten als auch von der Revolution verleugnen kann, weshalb er zugleich beides ist: rational-sinnlich und streitbar und die oben bedeuteten Gegensätze ihren Ausdruck leichter, augenfälliger, denkwürdiger in repräsentativen Persönlichkeiten wie in den Malern Ingres und Delacroix und anderen finden. Was sicherlich eine größere Einheit, Einigkeit, Geschlossenheit der Nation vermuten läßt und uns zugleich den Umstand nahebringt, daß der große Franzose kaum je zu groß für sein Volk erscheint. Was sich nicht mit gleicher Sicherheit von Faust-Goethe sagen ließe und zweifellos auf den um so viel tieferen und schwierigeren Vernunftbegriff bei Kant, verglichen mit dem Voltaires, zurückgeführt werden darf.

3.

Noch vor dem Ausgang des 19. Jahrhunderts also, im 20. ist der Kampf zwischen Glauben und Wissen in allen Formen, wenn auch nicht entschieden, so doch ausgekämpft, der Kampfeseifer er-

lahmt, erloschen. Damit aber hat der Individualismus sein Ende erreicht, der Individualismus in jeder Form: als Liberalismus, als Glaube an den Fortschritt der Menschheit auf der ihr von der Wissenschaft vorgeschriebenen Bahn, an geschichtliche Wahrheiten, an Dauererfolge, mit der Wahrheit erreichbar, der Abscheu vor Götzen und Götzendienst. Dieser Fortschrittsglaube des Liberalen, heute vielfach Gegenstand des Spottes, war nämlich trotz allem kein Götzendienst, war letztlich eine Angelegenheit des Charakters tatkräftiger, zielbewußter und auch erfolgreicher Menschen. Nietzsche dachte nicht daran, daß sich als die nächste Folge des Zweifels an der «Möglichkeit» von Wahrheiten der offenbarste und auch widerwärtigste Götzendienst erweisen müßte. Wie man die Dialektik zu Gunsten der Psychologie aufgab, so opferte man den Wahrheitsbegriff dem mehr dynamischen des Lebens, als mit welchem dann das 19. Jahrhundert seinen Eintritt ins 20. einleitete. Gewiß hat schon Faust an der Wahrheit gezweifelt, aber immerhin noch an den Drang nach ihr in sich und im Menschen geglaubt, was sein Heroisches, die ihm eigentümliche Größe, sein *Menschentum* ausmacht. Faustens Größe liegt noch im Pathos, findet ihren angemessenen Ausdruck darin; die Größe im 20. Jahrhundert hingegen ist unpathetisch, mit Ironie verbrämt, ist überhaupt nicht so sehr Größe wie Spannung, wie Gespanntsein.

Im 19. Jahrhundert hat vielfach der Schauspieler herhalten müssen, wenn das Bedürfnis vorlag, Größe schnell, womöglich im Augenblick, verfügbar zu haben; im 20. hat er nicht mehr genügt, das 20. hat den Götzen gebraucht. Damit, auch mit dem Kolossalischen, war allem Faustischen ein Ende bereitet. Das Faustische war noch menschlich, darum nicht kolossalisch. Es ist gut, dessen zu gedenken, so oft wir vor vielen Monumenten unserer Zeit stehen, die meist nur kolossalisch sind und sich darin ganz und gar erschöpfen.

4.

An Stelle Faustens und der aus dessen Haltung resultierenden Gegensätze wie Glauben und Wissen und so weiter ist anderes getreten: andere Zusammenhänge, Widersprüche, oder wie man das nennt, was den Menschen in Bewegung setzt und diese unterhält. Faust, wurde gesagt, bedeutet noch Pathos und auf diesem Weg allgemeines Menschentum, auch mit dem etwas Vagen, das für viele im Begriff des Allgemein-Menschlichen liegen mag. Mit der Spannung aber in uns Menschen des 20. Jahrhunderts geht was zusammen? Das Symbol, das Symbolische im engsten und im weitesten Sinne, der Gebrauch der Symbole in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Politik und auf der Bühne. Das Symbol nun hat das Pathos verdrängt, und an Stelle des Allgemein-Menschlichen ist das getreten, daß der

Mensch, eben der des Symbols, zugleich primitiver und komplizierter, bedingter ist als der Mensch des Pathos.

Die Erkenntnis dieses Sachverhalts ist von großer Wichtigkeit für das Verständnis und den Vergleich der beiden Jahrhunderte, denn daraus ergibt sich gleich ein Neues von gleicher Bedeutung: Faust, das Faustische hat mit seinem Pathos und Menschentum eines verdeckt: die Relation des Einzelnen zum Kollektiv. Halten wir das fest, wir kommen noch darauf zurück! Hier an dieser Stelle soll unsere Aufmerksamkeit nur dem geschenkt werden, daß das Symbolische wesentlich davon bestimmt ist: von der Relation des Einzelnen zum Kollektiv, von der Spannung dazwischen. Der Einzelne des 20. Jahrhunderts — dieser bloß Gespannte — ist zunächst weder Individualist im Sinne Fausts, noch Christ in dem des heiligen Paulus, Luthers und Kierkegaards, sondern Träger der Idee, Träger des Symbols. Idee und Symbol bedeuten nämlich in Rücksicht auf die Relation des Einzelnen zum Kollektiv ein und dasselbe. Das ist hervorzuheben, denn dadurch unterscheidet sich unsere Idee von der platonischen, für welch letztere wiederum die Relation der Idee zur Zahl entscheidend bleibt.

Ich darf hier auf diese Unterscheidung nicht weiter eingehen, so relevant und grundlegend sie uns auch erscheinen muß. Nur so viel, daß sie im Wesen damit gegeben sein dürfte, daß der Grieche noch ohne unsere Gleichung von Zahl und Unzahl auskommen konnte, was wiederum darauf zurückzuführen ist, daß er statt des Einzelnen den Menschen als das Maß der Dinge hat. Nebenbei: was heißt, was ist Kollektiv? Volk, Horde, Masse geben das nicht wieder, was in dem Begriff liegt, zum mindesten erscheint Kollektiv darin ganz überwachsen mit Fremdem, Zufälligem, mit Sentiment wie der Rücken der Meeresschildkröten mit Algen. Sondern das liegt im Kollektiv, wenn wir es rein betrachten: die Gleichung von Zahl und Unzahl. Woraus dann alles andere erfolgt, die Statistik etwa, die dem antiken Menschen fremd blieb.

5.

Ich behaupte also, daß Faust als Heros und Vorbild noch an die Idee der Wahrheit gebunden war, wenn auch schon voller Zweifel und nach Leben dürstend. Immerhin war die Idee der Wahrheit herrschend und mit ihr die Idee der Ideen: die Freiheit. Das 19. Jahrhundert hat den Freiheitshelden jeder Art und Schattierung gekannt. In Byron mehr noch als in Shelley, dem größeren Dichter, klingt in den Freiheitsgesängen das Faustische mit. Der russische Revolutionär und Terrorist, Männer wie Herzen, Krapotkin, Bakunin haben wohl nichts von Faust, wie überhaupt das Faustische nicht im Charakter und Wesen des Russen liegt. Die genannten aber und alle,

die auf ihren Spuren gingen, haben ihre meisten, ihre wesentlichen Gedanken aus Deutschland, haben sie aus dem Deutschland des Goetheschen Faust bezogen. In Hegel läuft das Faustische im Geschichtlichen, ich sage gleich: im Ewig-Geschichtlichen aus und wird bei diesem Dehnungsprozeß ins Unendliche notwendig ein wenig platt, wie ausgewalkt. Ein überaus denkwürdiger Vorgang, ein deutscher: dieses Auslaufen des Faustischen ins Geschichtliche, ins Geschichtlich-Dehnbare und insoweit auch Platte. Im Buch, das dieser Anrede vorausgeht, ist die Gleichgewichtsstörung mitten im Jahrhundert ausführlich behandelt worden. Sie setzt mit Schopenhauer ein, damit, heißt das, daß der Wahrheitsbegriff dem des Lebens (Wille zum Leben, zur Macht), die Dialektik der Psychologie, die Idee der Freiheit jener der Erlösung weichen muß. Die größte Künstlerfigur in dieser Epoche der Störung, achten Sie darauf! ist ein Deutscher und heißt Richard Wagner, in manchem Sinne den Übergang vom Deutschland der Idee zu dem des Willens, der Macht, der Machtentfaltung darstellend. Kein anderes Jahrhundert hat eine ähnliche Störung erfahren, einen solchen Bruch erlitten wie das Jahrhundert des Individualismus, ich füge hinzu: deutscher Prägung.

Das Musikdrama Richard Wagners als Ganzes genommen sollte ihn heilen. Hat es das getan? Konnte es den Bruch heilen? Ist es selber nicht voller Bruchstellen? Vom Theater, das mit nie vorher dagewesener Meisterschaft beherrscht wird, mehr verdeckt als geheilt.

Die Frage aber ist jetzt: was durch diese Störung, nach ihr, aus Faust selber geworden sei. Antwort: das Genie, zunächst in der Formulierung, die es in Schopenhauers System gefunden hat, dann das Genie als Heiliger, als Held, als kindlicher Mensch, denken Sie an Myschkin in Dostojewskijs Idiot! — zuletzt als der mit Glück begabte Mensch, der Auserwählte, den alles bejaht, der zu allem dazu auch blondes Haar hat und einen Widersacher, einen dunkelhaarigen, mit fahler Hautfarbe, dem das *eine* nicht gelingt, wonach sein entsetzlicher Wille geht: eben das Mühelose, mühelos Geniehafte, Einzige und doch ganz und gar Plausible. Hakon Hakonson aus Ibsens Kronprätendenten steht zum dunklen Skule wie Goethes Faust zu Mephisto. Das Rassenmäßige fängt hier an, entscheidender zu sein als das Allgemein-Menschliche, das Willensmäßige mehr als das Ideelle. Dieser Begnadet-Glückliche mit dem blonden Haar und einer sehr weißen Haut ist in der Tat, wenn auch nicht direkt deutsch, schon gar nicht preußisch, so doch nordisch-germanisch. In der englischen Literatur finden sich wohl deutliche Reflexe davon, in Swinburne mehr als in anderen, doch ist das auch ziemlich alles. England hat im 19. Jahrhundert jede Überspannung des Individualistischen durch politische Bildung, durch seinen politischen Geist zu verhindern verstanden. Genie und so weiter als Programm, als Ausflucht ist in

England undurchführbar, wäre gar nicht zu fassen, bleibt doch hier auch alles allzu Anspruchsvolle, das in Genie, Genius liegt, durch das mildere, englisch humane: *man of genius* abgewehrt. In Frankreich nun steht dem Aufkommen des geniehaft Glücklichen, wie wir es in Produkten des nordischen Geistes vorfinden, zweierlei entgegen: erstens das Katholische. Jenes Genie nämlich, das Faust abzulösen berufen war, ist protestantisch, und zwar in seinen Wurzeln, was auch der Grund ist, *einer* der Gründe zum mindesten, warum wir ihm nicht in der Literatur Österreichs, bei Grillparzer oder Stifter, begegnen. Ließe sich doch vornehmlich in ersterem eine deutliche Abwehr, ja ein gewisser Schrecken davor nachweisen. Für Grillparzer und für Stifter fallen Maß, Mitte und das Mittelmäßige nicht zusammen, was auf Naturverbundenheit, ein reicheres Sinnenleben und eine stärkere Bindung durch die Tradition schließen läßt. Doch zu Frankreich zurückkehrend, erweist sich ferner dem Aufkommen des geniehaft Glücklichen der französische Rationalismus, die französische Kritik, der bon sens als wenig förderlich. Bon sens heißt mancherlei, darunter auch das: sich nicht übernehmen müssen, um da zu sein, sich glücklich ins Ganze (seiner Nation) einfügen.

6.

Es ist nicht leicht, dem Menschen von heute nach dem zweiten Weltkriege eine richtige Vorstellung von dieser letzten Form des Geniehaft-Außerordentlichen zu geben, richtiger: von der Gabelung in den Begnadeten (ohne Gott, was nie übersehen werden darf), den Hellen, Kindlichen und in dessen Gegenspieler, den Fahlen, Grübelnden (gleichfalls ohne Gott). Die Gottlosigkeit gehört zu beiden dazu, weshalb es auch in solchen Fällen nie zum Prädestinationsgedanken im Sinne Calvins kommen kann, was zu notieren wichtig erscheint. Man muß diese Gabelung erlebt haben, und zwar nicht nur in der damals allmächtig erscheinenden Literatur, sondern im gewöhnlichen Leben der Familie, unter Freunden und Berufsgenossen. Von zweien, schien es, war dann stets der eine der Geniale, der Künstler, und so weiter. Alle Tendenzen des Jahrhunderts haben sich da vereinigt, vornehmlich das, was man Anbetung des Lebens nennen darf, zusammen mit einem von Rußland her genährten Kult des Leidens; geht doch auch der Amoralismus Nietzsches, die Gottlosigkeit Zarathustras (ohne Gesicht) aus diesen beiden Wurzeln hervor: der Anbetung des Lebens und dem Kult des Leidens. Es waren zugleich die großen Tage des Richard Wagnerschen Werkes, eines von da ausgehenden Internationalismus unter Führung der deutschen Musik. Es war gewiß herrlich, es war aber zugleich auch Literatur. In jeder Form. Es bedeutete die höchste Steigerung des Individualismus (auch durch den Rassegedanken) und einer damit verbundenen

Sekurität und Prosperität (nach zwei von Deutschland gewonnenen Kriegen). Es wäre unbillig, die große Sekurität auszulassen, so oft wir dieser höchsten Steigerung des Individualismus, der Urbanisierung des Genialen, zusammen mit dessen Ende gedenken, denn dieses, das Ende, kam, war vielmehr plötzlich da, vielleicht von einzelnen, beileibe nicht von den meisten, dem Kollektiv, gefühlt.

Das Ende kam, war vielmehr plötzlich da... Machen wir eine kurze Pause! Geschichte verstehen heißt in diesem Fall: verstehen, wie das geschah, daß plötzlich diese eigentümliche Mischung, Vermengung, ja Verwechslung von Leben und Literatur, zu welcher es der Individualismus unserer Väter und Vorväter in seinem letzten Stadium gebracht hat, zu Ende kommt, vielmehr einem Anderen weicht. Plötzlich, wie ich sage. War es das? Es war wie alles Bedeutsame beides zugleich: kausal zu fassen und dann vom Dämon bewirkt, ihm unterliegend. Ich setze das Wort mit großem Ernst hin: Dämon. Wir werden uns später noch grundlegend damit zu beschäftigen haben. Was ich *plötzlich* nenne, der Umstand also, daß da ein Platz leer wird und schon ein Anderer darauf sitzt und im Recht ist, dieser Anfang, der zugleich ein Ende ist, mit nichts dazwischen, die Wesenheit, die im selben Augenblick absolut Nichts ist, bezeichnet das Dämonische und verleiht ihm, ohne welches wir weder die Geschichte noch die Natur begreifen können, den weitesten Umfang. Vielleicht ist das Kausale nur eine Erscheinung des Dämonischen. Oder verhalten sich beide, bildlich gesprochen, zueinander wie die Peitschenschnur und der Knoten darin, ohne welche es keinen Knall gäbe. Die letzte Ursache wäre dann als solche der pure Dämon, das pure Phantasma und Ungeheuer...

Das Genie, das viele Gerede und alle Meinung darüber, war also plötzlich weg, war, zeitlich genauer bestimmt, weg mit dem Beginn des ersten Weltkrieges, man ist geneigt zu sagen: mit dem ersten Gewehrschuß, der fiel, und an seine Stelle trat ein Neues, eine neue Konstellation: nicht der Einzelne, sondern dieser im Hinblick auf das Kollektiv oder auch so: der Einzelne und das Kollektiv als neue Konstellation, wenn wir beide sehr nüchtern, ohne Romantik, ohne Schwindel fassen. Ich sage Schwindel: Das Kollektiv in den Vor- und Darstellungen des 19. Jahrhunderts mit seinem sehr vagen Bezug auf den Einzelnen, der zuweilen kaum mehr war als ein Trompeter, stak nämlich voll Prätention, Anmaßung, auch Aufgeblasenheit, Unnatur, es war oft nur etwas wie eine große Auflage eines schlechten Buches, popularisierte Wissenschaft, Büchners Kraft und Stoff, weitgehend Leidenschaft für das bloß Stoffliche, Naturalismus mit pantheistischen Fransen und Floskeln. Das Kollektiv des 20. Jahrhunderts ist von alledem sehr verschieden, auf alle Fälle die erstaunlichste Vereinigung des Wirklichen und des Gespenstischen, als solches zu-

erst von den Russen erkannt. Wenn ich es als Gleichung von Zahl und Unzahl definiere, so läuft das auf dasselbe hinaus: auf eben die Vereinigung des Wirklichen und des Gespenstischen. Beide, das Kollektiv des 19. und jenes des 20. Jahrhunderts, verhalten sich zueinander ein wenig wie der etwas verlogene Naturalismus Emil Zolas zu dem Realismus Leo Tolstois. Doch gehen wir hier nicht weiter. Der erste Schuß war also gefallen (wenn ich mich recht erinnere, auf der Donaubrücke, die nach Belgrad führt). Gewiß steht es Ihnen frei zu fragen, da wir hier über das bloß Historische hinausgehen, was dann geschehen wäre, wenn er nicht gefallen, aus dem Gewehr eines Brückenpostens da oder dort losgegangen wäre, doch hier setzt eben das ein, was ich das Dämonische nenne, an welches die Utopisten mit ihrem ewigen: wenn nicht glauben wollen.

Achten Sie nebenbei auf diese beiden Tendenzen des Dämonischen und des Utopistischen in uns, die miteinander im Streit liegen und doch einander brauchen, ja sich ergänzen. In den Träumen, die wir träumen, haben sie sich verglichen. In der Wirklichkeit ist beider Effekt so lange destruktiv, bis dadurch im Menschen das Sittliche, das wahre und einzige, geweckt wird. Was in keiner anderen Geschichtsepoche so deutlich zutage tritt wie in unserer.

7.

Das Einzelne und das Kollektiv: ich weiß wohl, daß man bei Gelegenheit harte Worte gegen letzteres, gegen den sogenannten Kollektivmenschen, gebraucht. Vergessen wir aber nicht, was alles Kollektiv nicht nur nebenbei, sondern im Grunde *mit*bedeutet. Gleich das: Wissenschaft in ihrer höchsten Ausbildung, das Kreisen von Luftschiffen mit enormen Lasten über den Polen, Utopien können neben solchen Errungenschaften nur noch im Bereich des Witzigen bleiben; Volkshygiene, Eindämmung der physischen Schmerzen und Schadhaftigkeiten, Versuche zum mindesten einer utopisch anmutenden Verlängerung der Lebensdauer, Vermehrung der Bodenerträge, Urbarmachung von Wüsten, durch die einst in mythischen Zeiten Gott die ihm anvertrauten Völker führen zu müssen meinte, damit diese auf solche Weise sich ihrer Sünden entledigten; Wissenschaft immer wieder bis zur Erfindung der Atombombe und möglicherweise von manchem darüber hinaus, was plötzlich einmal da sein und wofür es auch gleich einen Namen geben wird; Wissenschaft über die strengen Begriffe hinaus bis in die Psychologie und diese bis zum Mythos, ja bis zum Schwindel, Wissenschaft, die sich der Schlange gleich in den Schwanz beißt, Wissenschaft bis ins Utopische, bis dorthin also, wo der Einzelne und der Kollektivmensch eins werden wie in einer Welt von bloßen Atomen, Elektronen, kleinsten Teilen. Die Utopien, die alten und die neuen, alle haben das mit der Wissen-

schaft gemeinsam, daß sie vom Lustprinzip ausgehen. Beide suchen das zu vermeiden, was ich das Physiognomische nenne, sie betreffen eine Welt ohne Gesicht oder mit einem verzerrten. Auch ohne Maske. Ich möchte es so sagen, daß Masken einen Sinn hatten, als die Menschen an Utopien glaubten. Maskenzüge kommen zu uns aus Utopia. Heute gibt es statt dessen: Kein Gesicht, ein Gesicht, das wir kaum oder nicht sehen, Menschen, die nicht so aussehen, wie sie sind, und umgekehrt. War es nicht in manchen von den zahllosen Kampfschilderungen aus dem ersten Weltkriege zu lesen, daß die kühnsten, wie man sich ausdrückte, die unwahrscheinlichsten Heldentaten ausgeführt wurden von Unteroffizieren, die in ihrem Beruf Volksschullehrer waren, von lang her ein wenig unterernährt, ohne viel Rasse oder was man so nennt, höchst übersehbar, durchaus unachilleïsch, mit einer Brille gegen Kurzsichtigkeit und so weiter. Der Typus, das Schema, die Form, das Klischee des Helden, des anerkannt und sichtlich Großen, war verloren gegangen, auf jeden Fall nicht da und damit auch das Gesicht und was damit zusammengeht. Freilich nicht das Herz, das unsichtbare und nur in der Tat und durch sie zu offenbarende, doch fanden sich sehr bald Menschen, spekulierende, zum Verblüffen der Mitmenschen entschlossene, schreibende, die in ihren Elukuprationen dafür eintraten, es möchte doch keine Herzen mehr geben, statt dessen Motoren mitten drinnen in uns, damit würde sich vieles erübrigen und alles einfacher werden. Ziehen wir denn in die Schlacht, auf Elefanten sitzend wie der alte König Kodrus? Haben wir nicht die Panzerwagen und anderes statt solcher Elefanten mit Königen darauf und einem Gefolge von Lanzenträgern? Also weg mit den Herzen!

8.

Ich habe eben Typus, Schema gesagt, mit letzterem absichtlich einen extremen Ausdruck wählend für das, was sich uns im allgemeinen als Stufung, Rang, Stand, Ordnung in jeder Form, auch in der von Askese, aufdrängt. Im Buch, das ich vorgelegt habe, ist oft darauf hingewiesen worden, wie im 19. Jahrhundert des Individualismus entgegen den Jahrhunderten der großen Form der Wille über die Leidenschaft an sich prävaliert, man mehr vom Willen als von Leidenschaften redet. Ich behaupte nun, daß sich dieser Wille im Monstrum, im Monströsen ausgelebt hat, ausleben mußte, im Monströsen unserer Zeit. Es ist darum ganz unangemessen, von der Leidenschaft eines Monstrums zu reden. Monstra sind nicht leidenschaftlich, wenn es auch so ihrer Umgebung erscheinen mag. Was alles vornehmlich in der Sprache zum Ausdruck kommt, die unabweislich mit dem Stempel des Gemeinen, des völlig Ungearteten, ja Mißratenen versehen ist, und im höchsten Grade beachtenswert bleibt.

Merkwürdig nebenbei das: die Zugehörigkeit der Monstra gegenüber Tönen. Sie scheinen damit ihre Ansprüche auf das Humane zu gründen. Darüber wäre viel zu sagen.

Ich werde in einem späteren Absatz noch von dem zu handeln haben, was ich die Splitterung des Einzelnen in einen guten und einen schlechten nenne, in den Einzelnen, soll Sie das lehren, als Träger der Idee und in den Einzelnen als Auswurf des Kollektivs. Sohn des Chaos hat Goethe das in Rücksicht auf seine faustische Welt genannt. Wir bleiben bei Auswurf. Man kann auch vom Einzelnen nach Oben und dem nach Unten reden. Die Wirkung des letzteren hat Europa eben erst erfahren. Der Einzelne nach Oben müßte sich schließlich, müßte sich am Gipfel als der Heilige manifestieren. Oder ist der Heilige in den Epochen großer Leidenschaften gewesen. Er ist es aber heute nicht, was wohl am Monstrum und dessen motorisierter Willenssprache und einer daraus unvermeidlichen Unordnung liegen mag. Denn das im eigentlichen Sinn Erstaunliche, höchst Denkwürdige am Phänomen des Heiligen ist, daß er, daß sein Da-sein die Ordnung braucht, daß im Heiligen eine bestimmte Ordnung ausläuft, daß in ihm das Weltall, die Weltseele, nicht verpufft, wie das vielleicht dem Gemüte eines Zigeuners plausibel erschiene. Das scheint mir sehr wesentlich zur Bestimmung des Heiligen zu gehören. Das 19. Jahrhundert mit seinem Genie-Kult, dem gewiß auch etwas Zigeunerisches eignete. hat das nicht recht wahrgehabt.

Statt des Heiligen also mußte etwas anderes im 20. Jahrhundert aufkommen, um dem Monstruösen die Spitze zu bieten. Ich meine den Menschen, der sich versteckt in der Menge, im Kollektiv, der dahin sich zurückziehen, darin unkenntlich werden, der nichts repräsentieren will, ein Mensch darum, trotz ganz ungewöhnlicher Taten, ohne das Signum der Größe, und zwar, weil der Maßstab fehlt, mit dem gemessen werden kann, ein Mensch ohne Muster, ohne die unsterblichen Muster, ja überhaupt ohne Unsterblichkeit, ohne den Begriff davon, die Einfassung damit, ganz und gar ohne das.

Was uns freilich nicht zu hindern braucht zu meinen, daß sich gerade im Leben eines solchen Menschen ohne Unsterblichkeit und die dazu notwendigen Muster Augenblicke finden, da er den Tod nicht anders empfindet (empfindet aus reinster Empfindung) als Verdichtung, die äußerste, köstlichste, des Lebens, als des Lebens vollste Hingabe. Das wäre dann seine Unsterblichkeit: die Unsterblichkeit jenes Einzelnen, von dem ich sage, daß er sich versteckt. Im Kollektiv. Versteckt um der Unseligkeit, um des Ungeheuers willen, das da ist, da war, versteckt um des Abgrundes willen, aus dem die Monstra zu uns gelangen müssen, wann immer sie erscheinen.

Der sogenannte Arabia-Lawrence. der Befreier der Araber von

der Herrschaft der Türken im ersten Weltkrieg, Verfasser des etwas überschätzten *Seven Pillars of Wisdom,* scheint mir ein solcher gewesen zu sein, der vor seinem großen, im überreichsten Maße gespendeten Ruhme, der irdischen Unsterblichkeit, davonlief und sich versteckte. In einer Kaserne zunächst. Physisch ein kleiner Mann von unscheinbarem, jungenhaftem Aussehen mit zwei schönen, scheuen Augen im Gesicht, suchte er nach wenigen Jahren einer schier grenzenlosen Publizität unter einem angenommenen Namen als Unteroffizier in einer motorisierten Truppe zuerst in Indien an der Nordwestgrenze, dann in England selbst unterzukommen, was ihm nicht ohne gewisse Schwierigkeiten gelang, da nicht er, aber *man* seinen Ruhm, dessen Publizität wollte. Er starb früh infolge eines Unfalls. Sein Motorrad, das er über alles stellte im Leben, erschlug ihn, da er es wieder einmal, wie das seine Leidenschaft war, zu rasender Geschwindigkeit gebracht hatte. Es ist so, wie wenn ein Motorrad, das einer liebt wie ein lebendiges Wesen mit einem Herzen (statt des Motors), den Menschen zuletzt erschlagen müßte, damit nichts, auch das Unsinnige nicht, ohne Sinn bleibe.

9.

Lawrence hat sich versteckt, weil die Menschheit, wie er sich in einem Brief an einen Freund ausdrückt, an einen oder *den* Abgrund geraten sei. Hier haben wir das Wort wieder: Abgrund, aus dem, wie wir uns oben ausdrücken mußten, die Monstra kommen. Sich versteckt, weil er selber, der sich in seinen Taten als außerordentlich mutig, ja als wahre Führernatur erwiesen hat, voller Angst stak. Vergessen wir nicht, daß, als Lawrence vom Abgrund redete, wir eben erst in die Epoche der Psychoanalyse geraten waren, der entsprechend die Menschen (mit Nerven, sagen wir einschränkend) zuletzt doch nur Mut haben, um ihre Angst niederzuhalten, zu verdrängen, wie der Ausdruck lautet, in die Epoche, füge ich noch hinzu, da jede Monumentalisierung von Eigenschaften scheel angeblickt und alle Vergrößerung nur noch mehr im Plakate, in der Affiche gebilligt ward. In einem anderen Brief an einen Freund finde ich die beinahe kindliche, in gewissem Sinn surrealistische Bemerkung, Thomas Hardy und Bernard Shaw sollten doch schon lieber tot sein. Warum? Damit ihre Größe nicht mehr gefährdet sei. Ein Geständnis — ich wiederhole: eines Menschen mit Anwandlungen von Surrealismus, welch letzterer alle Bestimmung, jegliche Definition vom Tode entgegennimmt — abgelegt vor dem Abgrund, vor dem es in der Tat keine Größe mehr gibt, weil uns davor das Maß, der Maßstab abhanden kommen muß.

Ich glaube nicht, daß frühere Jahrhunderte Pascal so verstehen konnten wie wir heute. Voltaire nennt Pascal einmal einen Pessi-

misten; das 18. Jahrhundert hat trotz allem den Abgrund nicht gesehen, daher Voltaires äußerst drollige Bezeichnung. Der Abgrund Pascals aber war da, weil es Gott gab oder gibt. Oder auch: weil Gott auf bestimmte Weise mit Zahl und Maß in Connex ist. Pascal war einer der größten Meister der Zahl und des Zahlenmäßigen. Der Abgrund des Arabia-Lawrence ist da ohne Gott. Oder auch so: weil Zahl und Unzahl, wie wir es vorhin ausgedrückt haben, ineinanderlaufen, oder auch: weil der Kollektivmensch an sich gottlos ist oder nur den Götzen kennt.

10.

Abgrund — wo finden wir ihn, wo *ist* er? Hat es viel Sinn, das Wort erst in den Mund zu nehmen, wenn wir den Gegenstand, den es bezeichnen soll, nicht bestimmen, nicht lokalisieren können? Nebenbei gibt außer der griechischen keine andere Sprache das Ausdrückliche des Gegenstandes so einfach, so treffend, so natürlich, ist man veranlaßt zu sagen, wieder wie das deutsche Wort, ein metaphysisches Urwort, wie sich solche außer in unserer nur noch im Griechischen und im Sanskrit finden. Es muß wohl ein Schicksal darin liegen, solcher Urworte mehr zu haben als andere Völker. In unseren Tagen nach der Erfindung der Atombombe wird das Wort öfter gebraucht als im Jahrhundert Darwins. Dieses wollte davon nichts wissen, hat es sich doch bis kurz vor seinem Ende an die Vorstellungen und Begriffe der klassischen Physik halten dürfen, worin ein gewisses, wenn auch beschränktes Glück gelegen sein mag. Die Atombombe ist ein Ergebnis der Atomphysik. Man redet heute von einer möglichen Spaltung unseres Planeten, sollte die Bombe groß genug gewählt werden. Damit wäre dann der Abgrund genügend vast und eindeutig lokalisiert für die am Rand desselben Zurückgebliebenen, auf das Gaffen Beschränkten.

Noch aber ist er allein in uns selber zu finden, im Inneren des Menschen, des einzelnen und des kollektiven, und zwar als Angst. Oder auch: in der Angst. Die den Einzelnen mit dem Kollektiv verbindet wie ein Meer Küsten. Es geht die Anstrengung der denkenden Menschen dahin, sie zu bannen: eben mit Gedanken, Lehren, Vorschlägen, Plänen, die Angst, sage ich, und damit zugleich deren Behälter: den Abgrund. Die Ansicht dieser Menschen ist, alles Unglück der Zeit komme davon, daß sich der Mensch übernommen, recht eigentlich überhoben habe, daß er über die Grenze eines Gegebenen gegangen sei und nicht mehr zurückfinde. Er soll aber zurückfinden, wird gesagt, der Mensch soll sich zurücknehmen, vom Äußersten zurücknehmen, wie ein Feldherr seine Heere zurücknimmt aus dem feindlichen Land, in das er eingedrungen, wenn er den Frieden haben will, den er braucht. Denn Friede muß sein, Friede ein für allemal

heute, und zwar um eben des Äußersten, um des Abgrundes willen. Das ist die neue Rede vom Frieden, eine Rede, wie sie das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert Darwins ohne den Abgrund, beziehungsweise die Rede davon, nicht vernommen hat, nicht verstanden hätte, denn die Kriege haben damals noch dem unvermeidlichen Fortschritt gedient, und wenn einer von Angst redete, so meinte er die Angst der Kinder und auch die wilder Stämme vor den Maschinengewehren der Zivilisation.

Der Mensch war einmal das Maß der Dinge gewesen, hat dafür in den Gedanken der Menschen gegolten, er soll es wieder, er soll maßvoll werden. Das würde dann Humanismus bedeuten, Humanismus freilich unter Kautelen, vorerst noch im Schatten oder unter der schweren Wolke der Atombombe und ähnlicher Dinge, ein Humanismus von anderer Struktur als jener großer Vorfahren, die, dem Mythischen, allwo Ur- und Abgrund zusammenfallen, näher, nach großen Leiden und Verheerungen, Wanderungen sich auf das zu einigen und damit zu beruhigen versuchten: auf den Menschen als das Maß der Dinge und mit ihm, und die damit, mit dem Menschen allein, wohl auch mit einigen ganz menschlich zu verstehenden Gottesvorstellungen, Allegorien des Göttlichen, eine Zeitlang ihr Auskommen finden konnten. Auch gegen das Christentum später, wie es zuweilen scheinen mußte und wohl auch gesagt wurde. Denn erst das Christentum hat ihm ein Ende bereitet: dem Menschen als dem Maß der Dinge. Der platonischen Idee hängt noch zuviel vom alten Maßgedanken an, vom Maßgedanken und vom Mythos, zwischen denen das Maß gewissermaßen vermittelt. Nein, die Entscheidung lag beim Christentum des Stifters sowohl als auch im Sinne von dessen größtem Deuter. Worauf ich Sie aber hinleiten will, ist das Folgende: Sie haben in dem Buch, das diese Rede beschließt, viel von der großen Form gehört, in der sich die Vorstellung vom Menschen als dem Maß der Dinge zu sublimieren verstanden hat, solange eben, bis das 19. Jahrhundert kam, das dann an Stelle der großen Form die eigene, die persönliche setzte — Goethe, der Deutsche, führt, wie ein Regenbogen gespannt, von der einen zur anderen — ich wiederhole: die eigene, die persönliche, als mit welcher sich dann der dem Jahrhundert zugehörige Individualismus zu behaupten versucht hat. Dieser Individualismus hat nun nicht nur, und zwar auf die mannigfachste Art und Weise, auch in Verbindung mit so verschiedenen Bestrebungen wie Materialismus, reiner Wissenschaft, Nationalismus, Mythenwesen, Revolution und anderem, mit der Vorstellung vom Menschen als dem Maß der Dinge aufgeräumt, sondern alles Maßvolle, Mäßige in Verruf gebracht oder, sagen wir es so, ins Mittelmäßige umgestempelt, abgestempelt, recht eigentlich verwässert und um den Goldwert gebracht, so wie es dann weiter bis in unser Jahr-

hundert hinein, ins Jahrhundert der Atombombe, im Kurs blieb. Jetzt aber unter dem Eindruck derselben, in deren Schatten oder unter der schweren Wolke dieser uns so durchaus zu einer Entscheidung zwingenden Erfindung des Menschengeistes soll dieses Mittelmäßige, zuweilen auf gleiche Weise schäbig und anmaßend erscheinende, wieder mäßig, maßvoll, maßhaltend, ja maßgebend werden...

Ist das nicht ein schwieriges Unternehmen? Vom Maß zum Mittelmäßigen zu gelangen — war spielend gegangen, und um je mehr Menschen es sich gehandelt hat, um so spielender, doch der umgekehrte Weg...

11.

Was der Einzelne, den ich hier apostrophiere, vom Individualisten übernommen hat, ist als einziges, als letztes weder der Übermensch noch dessen Fratze, kann auch auf die Dauer nicht der sein, der sich, um nicht falsch gemessen zu werden, vor den Menschen versteckt, nein, alles das liegt hinter uns, was also der Einzelne als letzte Lehre oder tiefste Erfahrung vom Individualisten des 19. Jahrhunderts übernommen, bewahrt hat und nicht ohne weiteres von sich abtun kann, ist kurz der Hiatus zwischen Geist und Vernunft. Ist, gründlicher, der Umstand, daß der Mensch über sich hinauszugehen die Anlage, daß sein Geist dorthin zu transzendieren die Tendenz hat, wohin ihm die Vernunft aus eigenen Kräften nicht zu folgen vermag. Manche wollen es heute, vielleicht aus einer schwer erklärlichen Rancune heraus, nicht wahrhaben, daß dieser Hiatus, dieses Klaffen von Geist und Vernunft, seine deutlichste Erkenntnis und bleibende Formulierung auf einen gewissen Immanuel Kant aus Königsberg, wie es damals noch hieß vor der Atombombe und deren Begleiterscheinungen, zurückgeht, doch wir können hierbei nicht verweilen, sondern müssen diesem wahrhaft großen Mann einen größeren, nein, nicht so: ein Wesen höherer Ordnung voransetzen, jenes Wesen, das wir Gottmensch zu nennen pflegen, welches darum, heißt es, erschien, damit einmal für alle künftige Zeiten Geist und Vernunft sich decken, denn die Vernunft, der Logos, des Gottmenschen war Geist; war, wie er es selber ausgedrückt hat, der Geist des Vaters, der Geist Gottes. Doch gehen wir darüber nicht hinaus, daß sich im Gottmenschen Geist und Vernunft decken, was ja der letzte Sinn der Fleischwerdung des Wortes bleibt.

Fleischwerdung des Wortes — ist das nicht zugleich auch das Ende aller Analogien, allen Maßes und Vergleiches? Was beides in der Analogie liegt: Maß und Vergleich, Maß und Bild, auch Utopie, auch Unsterblichkeit als Utopie. Ich sage: Ende allen Maßes, denn sein Maß *war* Übermaß, wenn je dem *Sein* selbst ein Sinn wurde. Was für den Menschen selber (der bisher das Maß war, womit alles, auch

Gott, gemessen wurde) die Folge hatte, daß er von nun an, um dieser Gleichung von Maß und Übermaß willen, ewig an der Grenze beider zu weilen hat, ein Wesen der Grenzen, fraglich, leidend, in gleicher Weise zu debordieren wie sich zu kompromittieren geneigt.

Daher die enorme Schwierigkeit, auf das bloße Maß zurückzukommen. Es ist so, als sollte einer in der Zeit zurückgehen, die Zeit zurückspulen. Der Gottmensch ist nicht nur auf eine wirkliche, sondern auch auf eine geheimnisvolle Weise an die Geschichte geknüpft und damit das Ende des Mythos, aller Seligkeiten, Heimlichkeiten, Bildlichkeiten, Versteckheiten und Wollüste des Mythischen. Danach konnte es, wie gesagt, nur mehr noch als größtes Geheimnis die Bindung an die Geschichte geben seitens jenes Gottmenschen, von dem es noch mythisch heißt, daß er die Pforten der Hölle sprengte.

Mythos und Geschichte: als der Mythos die Menschen umfing und soweit er es noch tut, ist Ewigkeit das Geheimnis, seit dem Gottmenschen ist es die Zeit. Zur Aufklärung über diese Relation hören Sie von mir eine indische Legende. Es hatte ein König über ein Volk geherrscht, der war gut und hatte in diesem Sinne (des Guten) die Herrschaft ausgeübt. Als sich das Ende seiner Erdentage nahte, trat der Engel Gottes vor ihn hin und redete ihn also an: Du bist ein guter Herrscher gewesen über dein Volk, und so sollst du mir jetzt auch in den Himmel folgen, dorthin, wo der Thron Gottes steht. Doch bevor dich der Himmel für ewig aufnimmt, mußt du eine Stunde lang in der Hölle weilen als Zoll für das Üble, das an allem Irdischen hängt. Und so nahm der Engel den König und brachte ihn in die Hölle, deren Pforten sich vor ihm öffneten. Das erste, was der König sah, war ein Mensch, groß und nackt von Gestalt, der an einen Felsen geschmiedet war mit Ketten aus Eisen. Von seinem Schädel war die Decke abgehoben, und alle Minuten tropfte von oben aus einem Behälter auf das bloßgelegte Gehirn des Angeschmiedeten ein Tropfen siedenden Öls. Das war die Strafe des Menschen für dessen große Sünden.

Der König erschauerte ob dieses Anblicks und fragte den Engel, eine wie lange Zeit der Mensch diese Strafe zu erdulden haben werde. Eine Ewigkeit lang, antwortete der Engel, eine Zeit, die ohne Ende ist. Zögernd fuhr der König zu fragen fort, ob denn für den Sünder nach dem Verlauf einer gewissen Zeit keine Gnade zu erwarten sei von Gott, der, allmächtig, der Zeit ein Ende zu setzen vermöchte. Worauf der Engel: Von Gott fällt keine Gnade auf ihn... Nur einer vermag ihn von seiner Qual zu erlösen, ein Mensch... Worauf der König: Und wer ist der eine Mensch? Der Engel: Der hier an seine Stelle treten und die Strafe statt seiner erdulden will.

Der König zögerte abermals und antwortete dann mit ruhiger, fester Stimme: Ich will an seine Stelle treten und die Strafe für ihn erdulden.

Im selben Augenblick, da der König die Worte gesprochen, ward die ganze Hölle gesprengt...

So die Indische Legende, wie sie mir unlängst Karl Burckhardt erzählte.

12.

Der König, dessen gewaltige Seele es vermocht hat, daß die Hölle im Nu gesprengt war, merken Sie auf, ist kein Gott, auch kein Gottmensch, sondern ein bloßer Mensch, ein Heiliger, wie es dann später von ihm heißen oder als was er fortan unter den Menschen gelten wird. Heiliger, das ist kein Titel wie Bischof oder Marschall, sondern es ist so, daß einer dafür gilt, gilt freilich um der Wahrheit willen, die wiederum das Band ist zwischen ihm und den Menschen. Vom Gottmenschen nun heißt es nicht, daß er die ganze Hölle, sondern daß er nach seiner Qual am Kreuze deren Pforten gesprengt hat oder, was dasselbe ist, daß sich vor seinem Kommen die Pforten der Hölle öffneten. Damit er jene Frühen heraushole, die seiner seit dem Anbeginn harrten: die Auserwählten, alle die, welche seine Ankunft vorausgesagt, vorausgesehen hatten...

Achten Sie auf den Unterschied zwischen dem König der indischen Legende, die überaus schön ist, aber Dichtung bleibt, erfunden, aus dem Menschen gesponnen, Fabel, Mythos, Menscheneinfall, und jener ersten Tat des Gottmenschen nach seiner Opferung: eben der Sprengung der Höllenpforte! Hätte er nicht gleichfalls die ganze Hölle sprengen können im Augenblick? Er hat es nicht getan. Warum? Um der Geschichte willen, bei der es von nun an bleiben wird, um der Idee der Geschichte, um der Idee Mensch willen, denn seit dem Gottmenschen, durch ihn ist der Mensch Idee und nicht mehr das Maß der Dinge. Oder ist er Gewissen, oder ist sein Gewissen von anderer Art als sein Wissen.

Die Geschichte, die Idee der Geschichte und was sich daran knüpft, fehlt ganz und gar, fehlt von Grund aus jener sehr großen Angelegenheit, als die sich uns der Heilige Indiens, der Heilige Asiens darstellt. Sein, des Heiligen, sind die Zyklen, die Umläufe, die Wiederkehr nach Jahrmillionen, die Verwandlung der Leiber und Wanderung der Seelen, die ewige Ordnung der heiligen Kasten, der geringe, doch was sage ich? der fehlende Rang des Einzelnen, der überhaupt erst als Rishi, als Buddha zur Geltung gelangt und Fülle des Daseins gewinnt. Es wäre darum sinnlos, beim Heiligen, vielmehr bei einem Menschentum, dessen Gipfel dieser anzeigt, von einem Hiatus zwischen Geist und Vernunft zu reden, *weil* oder indem es

zugleich sinnlos wäre, dort von Abgrund zu reden, wo es um Zyklen geht, Umläufe, Kreisen der Zeit und die Wiederkehr der Erleuchteten. Der Abgrund ist sozusagen in den Zyklen eingerechnet, ihnen einverleibt, inkarniert. Desgleichen der Hiatus, das Klaffen zwischen Geist und Vernunft. Beide, der Abgrund und der Hiatus, sind an die Vorstellung und Idee einer linear verlaufenden Zeit gebunden, und diese wiederum an die Idee des unendlichen Abstands zwischen Göttlichem und Menschlichem, den zu überbrücken der Gottmensch berufen war und gekommen ist im *Laufe der Zeit* oder, wenn Sie es lieber so wollen, im Laufe der Geschichte, deren tiefster Sinn eben *nicht* die Wiederkehr, sondern die Freiheit ist, das Unanaloge. Entsinnen Sie sich dessen, was vorhin über die Fleischwerdung des Wortes gesagt wurde, die mehr bedeutet als daß der Mensch das Maß der Dinge sei, die darüber hinausgeht. Wohin? Es ist schwer, das zu formulieren. Sagen wir vorläufig so: ins Ungewisse, das zugleich das Gewisse ist. Weil es so dem Menschen an der Grenze, dem leidend ungeduldigen, am besten entspricht.

★ Politische Rundschau ★

Zur Lage

Da die *Konferenz von Moskau,* die Mitte März beginnen soll, unmittelbar bevorsteht, scheinen sich die Dinge heute in einem Zustand des Überganges oder der Schwebe zu befinden. So vermeidet man es denn auch im Kreise der Mächte, sich bis dahin allzusehr festzulegen. Insbesondere trifft dies zu für die machtpolitischen Entwicklungen im Bereiche des *deutschen Problems,* dessen Behandlung ja in Moskau die erste Stelle einnehmen wird; sie befinden sich noch durchaus im Stadium des Vorläufigen, wobei die Gegensätze sichtbar und unvermindert weiter bestehen. Vor allem ist man sich auch heute noch sogar in den Verfahrensfragen so wenig einig wie je, wo nach wie vor dem russischen Bestreben auf eine scharfe Beschränkung der Verhandlungsgruppe, möglichst auf die vier europäischen Großmächte, das angelsächsische Bestreben auf möglichste Erweiterung des Kreises der Teilnehmer entgegensteht. Man wird sich deshalb darauf gefaßt machen müssen, daß allein schon in dieser Frage alle jene Schwierigkeiten auftreten werden, die man bereits bei der Beratung des Staatsvertrages mit Österreich in London in gewohnter Plastik erlebt hat. Daß im übrigen diese Beratungen durch die stellvertretenden Außenminister auch in manchen wichtigen Punkten der österreichischen Streitsache selbst nicht zu einer Einigung zu führen vermochten, ist deshalb weiter nicht erstaunlich, weil die österreichischen Probleme mit den deutschen Fragen in dem engsten Zusammenhange stehen; so wird auch in diesem Bereiche die endgültige Entscheidung erst mit der Entscheidung über Deutschland fallen.

Inzwischen sind am 10. Februar die *Friedensverträge mit Italien und den Satelliten* in Paris allseitig unterzeichnet worden. Wer sich nun all' der Schwierig-